

Nr. 253. Bromberg, den 3. November 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(16. Fortsetzung.)

Mackenzie zieht, seiner Gewohnheit gemäß, den Kopf zwischen die Schultern und sieht vor sich hin. Ganz allmählich verbreitet sich so etwas wie ein gutmütiges Lächeln über sein hartkantiges Gesicht. Er öffnet die Lade mit den Vitryschen Hinterlassenschaften und wühlt ein gestempeltes Papier heraus, das er durchliest. Dann schiebt er den Vertrag mit einer kurzen Bewegung de Hemptin zu. „Fräulein ter Steegen hat mir einen Dienst erwiesen. Aus freien Stücken. Noch nie vorgekommen bei mir. Ich will Ihnen Ihren Wunsch erfüllen und gehe auf die Bedingung ein. Möchte, daß mir ein relativ gutes Andenken bewahrt wird. Ich gebe Ihnen hier den Kaufvertrag zurück, Herr Notar. Ich werde Mr. Molitor das Angebot des Rückkaufes zum selben Preise von mir aus machen." Das spricht er an Juliane vorbei.

Hemptin nimmt den Vertrag, liest ihn durch und steckt ihn ein. Dabei sieht er aus, als wolle er die Nase kraus ziehen, aber er läßt es. „Ich übernehme dies Papier zu getreuen Händen, Herr Direktor. Die Vollmacht, über das Stimmrecht meiner Nichte, das ihr als rechtlicher Inhaberin aus ihren Aktien zusteht, in Ihrem Sinne zu verfügen, habe ich ausgestellt. Bitte!"

Mackenzie wirft nur einen flüchtigen Blick auf das Papier und steckt es in die Rocktasche. Er sieht Juliane an, die aufgestanden ist und ihm die Hand reicht. „Ich danke Ihnen, Herr Mackenzie!"

*

„Verehrtes gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, wenn ich mich schriftlich von Ihnen verabschiede — zunächst mal. Ich hoffe doch, daß Sie und Dr. de Hemptin noch zum Besuch auf die Hungerfarm kommen werden. Dringende Geschäfte rufen mich nach Hause. — Ihr ergebener Askan Molitior."

Juliane, die bei der Rückkehr von Wattle-Mansion diesen Brief auf ihrem Zimmer vorgefunden hat, zusammen mit einem Strauß zartgefärbter Orchideen, liest ihn stehend und reicht ihn dann ihrem Onkel. Während er liest, betrachtet sie die Blüten, beugt das Gesicht darüber und dreht die Vase ein bißchen um.

Hemptin, der eher fertig ist, beobachtet sie. Still und ernst ist sie geworden in letzter Zeit, kommt ihm vor. Leise und zart. „Hübsch!" sagt er und versucht, an den duftlosen Blumen zu riechen, merkt, daß es verfehlt ist, und reibt sich die Nase. „Was meinst du, July? Man könnte wohl mal 'rausfahren und nach ihm sehen. Unser Dampfer geht ja erst in zehn Tagen."

Juliane schüttelt den Kopf. „Solche Menschen werden mit dem Schwersten am besten allein fertig. Ganz wird er wohl nie darüber wegkommen. Aber vielleicht hilft es ihm, wenn er wieder ein Ziel hat. Wenigstens in dem Terrain."

Hemptin hat schweigend zugehört. Er sitzt am Fenster, hat ein Bein über das andere gelegt und beobachtet, wie sich seine Zehen unter dem weichen Leder bewegen lassen. „Du hast recht", meint er dann. „Du hast ja auch Gelegenheit gehabt, den Charakter des Mannes näher kennenzulernen. Er ist ein Prachtkerl — ohne Zweifel: schwer, beständig und dabei empfindsam, wie alle Deutschen. Aber eins mußt du auch hier nicht überschätzen: dieses Mädchen, die Ines. Sieh mal, ich kenne sie doch! In solche Frauen ist man verliebt, rettungslos — meinetwegen. Aber man liebt sie nicht. Solche Enttäuschung tut sehr weh, zugegeben, wenn man fühlt, daß man Talmi mit echtem Gold aufgewogen hat.

Aber das geht vorüber. Um daran ein Leben lang zu kranken, hat man doch zuviel Einsicht. Stolz und Ehrgefühl meinetwegen auch. Der besonders. War zu merken ... Das wird überwunden. Trotz aller Bindungen. Inneres und Äußeres unterscheidet sich da. Ich meine sogar, es ist gut so. Besser für alle Teile."

*

„Freut mich, daß Sie mich aufgesucht haben, Miß Discail! Was kann ich für Sie tun?"

Direktor Mackenzie sitzt Ines Discail am Schreibtisch gegenüber. Ihr rotgoldenes Haar glänzt in dem scharfen Sonnenpfeil, der gerade noch ihre Schläfe trifft. Das Gefühl, Eindruck zu machen, löst sofort die ängstliche Spannung, läßt geheime Kräfte spielen, schwemmt das bittere Gefühl des Abgetanseins unversehens fort.

Mackenzie beobachtet das. Ihm, der um eine Juliane ter Steegen scheu herumging, wie um eine Mauer ohne Tor, findet hier auf Anhieb den Konnex von Natur zu Natur.

„Herr Direktor — ich ..." Ines lächelt, ohne es eigentlich zu wissen. Sie wußte ganz genau, was sie in diesem Augenblick hatte sagen wollen. Aber kann man lächelnd dramatische Erklärungen abgeben? Die Grundlage ist ihr entzogen; Vergangenes weicht weg, zersprengt vom Keim des Neuen, dem Augenblick entsprossen. „Ich komme in einer privaten Angelegenheit. Sie betrifft Prinz Vitry. Es ist schwer für mich, Ihnen die Zusammenhänge zu erklären. Aber ich dachte — ich hoffte, Sie könnten mir helfen. Ich weiß mir keinen Rat mehr. Sie wissen vielleicht nicht — —"

„Doch!" unterbricht Mackenzie. „Ich weiß alles! Ich habe mit dem Prinzen schon gesprochen. Habe Ihren Besuch erwartet. Ich will es Ihnen leicht machen. Dazu habe ich meine Gründe. Was ich für Sie tun kann, werde ich Ihnen sagen." Mackenzie macht eine Pause. „Zunächst habe ich Ihnen im Namen des Prinzen — der gestern Adelaide schon wieder verlassen hat, voraussichtlich für immer — einen Betrag von zweihundertfünfzig Pfund zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich um eine Provision, die ihm noch zustand. Vielleicht wissen Sie von der Sache? Ich nehme es an. Damit wäre Ihnen wohl zunächst aus der Verlegenheit geholfen?"

Ines stockt einen Moment der Atem. Das kam überraschend. Mackenzie sieht sie an. Sie muß sich entscheiden. Ein kurzer Kampf. „Allerdings." Was hat Mo-

ktor schon davon, wenn sie hier verzichtete, die Großartige zu spielen. „Vielen Dank!"

„Sie sind ein vernünftiges Mädchen," versicherte Mackenzie mit einiger Erleichterung. „Das wäre also erledigt. Ich werde Ihnen den Scheck neu ausstellen. Sie können das Geld dann ohne weiteres abheben. Und was gedenken Sie ferner zu tun, Miß Discail? Werden Sie in Australien bleiben? Oder zieht es Sie in die alte Heimat zurück?"

Ines schüttelt den Kopf. „Ich weiß tatsächlich selber noch nicht, was ich anfangen soll, Herr Direktor. Meine Stellung drüben habe ich aufgegeben. Und hier? Aber vielleicht bleibe ich doch. Ich bin mir noch nicht im klaren. Schließlich kommt ja auch für mich alles aufs selbe heraus."

„Will ich nicht sagen. Wenn man mit alten Sachen fertig zu werden versteht, kann man was Neues anfangen. Habe es oft genug gemußt. Einige Energie gehört dazu, natürlich. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Wenn Sie Lust haben, könnten Sie hier bei mir Privatsekretärin werden — an Stelle des Prinzen Vitry. Ich habe noch keinen Ersatz. Also überlegen Sie!"

Mackenzie ist aufgestanden. Ines auch. Letztes, prüfendes Abschätzen. „Einverstanden . . . Ich nehme die Stellung an, Herr Direktor."

„Sofort?"

„Ja."

„Allright! Übermorgen ist Generalversammlung. Wir arbeiten morgen ein Exposé aus. Da werden Sie sehen, wie man hier eine Schlacht schlägt."

Ja, denkt Ines, wir werden sehen . . . Zum zweitenmal wird sie nicht die Unterlegene sein . . .

*

Der Leiterwagen mahlt durch den Sand, der Bucht zu. Molitor reitet hinterher. Ben Parker ist von seiner Siedlung nach der Hungerfarm herübergeritten, um sich der Sache mit anzunehmen. Jetzt sitzt er da vorn neben dem eingeborenen Knecht. Sein knochiger Rücken schaukelt bei der Fahrt auf dem unebenen Wege hin und her; über dem breitkrämpigen Hut kräuselt sich der Rauch der Pfeife. Parker nimmt sie nur aus dem Mund, um zu essen, zu trinken oder auszuspucken, womit er vieles ausdrücken kann. Beim Reden nicht; beim Arbeiten nie.

Molitor graut es vor den mutmaßlichen Trümmern seiner Einrichtung. Was soll er auch noch damit? Aber man muß sich wohl darum kümmern.

Die Felder bleiben zurück; der Wagen holpert dem Strande zu. Da hängt die Fahne zerrissen am Mast. Kisten stehen herum. In Holz- und Strohverkleidungen noch kenntliche Möbelstücke. Einiges ist umgefallen, wie es scheint. Das Ganze sieht aus wie die notdürftig gerettete Habe eines Schiffbrüchigen.

„Well!" Parker spuckt nach rechts auf den Strand und springt mit seinen fünfzigjährigen, etwas steif gewordenen Beinen entschlossen vom Wagen. Er befühlt die Strohkränze, die um Tisch- und Stuhlbeine gewickelt sind. „Naß . . ."

Bei den leichten Kisten haben sich die Deckel geworfen. Parker prüft den Widerstand des Holzes, das in der Sonne dunstet, mit einem Druck seiner mächtigen Hand. Aus der einen sieht man Blechdosen schimmern: Konserven und Ölfarben; auch so etwas wie Flaschenhälse.

Molitor hat nichts vergessen. Er sitzt noch immer auf Kaspars geduldigem Rücken und sieht sich die Sache von oben an, als ob er nichts damit zu tun hätte. Erst, als Parker den Knecht anweist, die Latten um die umgekippte Standuhr fest zusammenzuschlagen, steigt er aus dem Sattel.

Das Verladen geht ziemlich schweigsam vor sich. Parker greift tüchtig zu. Er steht oben auf dem Wagen und hat für sachgemäßes Verstauen gesorgt. Es geht ihm glatt von der Hand. Nur für die Kiste mit den Flaschenhälsen sucht er etwas umständlicher nach dem geeigneten Platz. Zum Schluß nimmt Molitor den Postsack und zieht die Fahne ein. Er sieht heute nicht mal nach dem Inhalt; das hat Zeit.

Am Abend ist endlich alles an seinem Platz. Die Zimmertüren stehen offen. Mehrere Kerzen verbreiten eine schummrige Beleuchtung, die etwaige Schäden freundlich verdeckt. Elektrizität gibt es auf der Hungerfarm natürlich nicht — nur Petroleumlampen; aber man ist heute nicht mehr dazu gekommen, sie zurechtzumachen.

Parker steht auf der Schwelle der Verbindungstür und mustert die erleuchtete Zimmerflucht: zwei rechts — zwei links. „Großartig!" sagt er zufrieden. Er vermeidet es, dazu auf den Boden zu spucken, weil er rechtzeitig bemerkt, daß da jetzt Teppiche liegen; die sind sowieso noch etwas feucht. „Well, Askan!"

„Dank deiner Hilfe, Ben; ich wäre kaum damit zu Rande gekommen", ist Molitors höfliche, aber etwas interesselose Antwort. Er ist dabei, den Postbeutel auf dem Tisch auszuleeren.

Ben Parker beobachtet schweigend das eingefallene Gesicht seines jüngeren Freundes, in das das Licht der einzigen Lampe tiefe Schatten gräbt. Molitor schiebt ihm ein Paket Drucksachen, Prospekte und Zeitungen zu. Parker setzt sich an den Tisch und wirft einen flüchtigen Blick darauf. Dann betrachtet er wieder verstohlen sein Gegenüber und saugt dabei gedankenlos an der kalten Pfeife.

Molitor hat zwei Briefe für sich aussortiert. Beide tragen den Stempel von Adelaide. Der eine den Aufdruck der Standard-Minen-Company, der andere eine wohlbekannte handschriftliche Adresse in flotter Kontorschrift. Dieser Brief wird fortgeschoben; scheinbar achtlos verschwindet er unter den Zeitungen. Der mit dem Firmenaufdruck wird geöffnet; aber die Hand, die ihn aufreißt, ist unsicher. Ein Stück des Briefbogens geht mit. Diese Beobachtungen kann Parker unter der Lampe machen, die ihm Molitors Gesicht verdeckt.

Dann liegt der offene Bogen auf dem Tisch. Molitor steht auf, schiebt die Hände in die Taschen und geht im Zimmer hin und her. Ben Parker studiert seine Zeitung. Erst, als Molitor ihm den Bogen zuschiebt, nimmt er wortlos das Papier und liest.

(Fortsetzung folgt.)

Lena sucht Ali.

Skizze von Käte Heydler - Guatemala.

Kurz vor der rettenden Grenze wird der Zug von mexikanischen Banditen überfallen. Lenas Patron, vor dessen Dreistigkeit sie seit einer Woche fliehend das Land durchirrt, entpuppt sich als Bandenführer. Koffer, Paß, Geld requiriert der Edle, Don Amando di Gonsalves verlangt frech im Namen seiner Gattin Zurückzahlung der Reisespesen von Europa, droht mit Gefängnis, steckt sie in ein vergittertes Loch, auf daß sie mürbe werde. Es gelingt Lena, drei Eisenstäbe zu lösen. In der Dämmerung entweicht sie, erklimmt den letzten Wagen eines Bananenzuges.

Die beraubte und verlassene Frau kommt um Mitternacht über die Grenze, versteckt sich bei Ajutla unter Bananenblättern. Der Zug rollt in Guatemala. Im Morgengrauen läßt sie sich bei einer Biegung ins Präriegras fallen, richtet sich auf, findet eine freundliche India Tortillas backend vor dem Rancho. Stolz wird die weiße Frau eingeladen, bekommt eine Handvoll schwarzer Bohnen aus noch schwärzerem Topf und muß nun doch Maisfladen als Löffel benutzen. Was sagte sie noch vor vier Wochen „Tortillas? — Verhungert im Urwald und dennoch nicht!" Dort die Hängematte ladet zur Ruhe, ziemlich lausefrei, ein. Die Farbige bekommt zur Bezahlung die grüne Glaskette, die naive Gemüter noch vor fünf Monaten im Schaufenster der Tauentzienstraße erfreute. So tragen 95 Pfennig Zinsen! Eletto, der Mann, kommt mittags, bietet der Weißen Hilfe und Reittiere an. Ah, nach Retalhuleo zum Consul aleman? Sehr weit, Senorita, gefährlich, heiß! — Lena traut keinem Farbigen mehr. Will lieber nochmals blinder Passagier sein. Zur Nacht sitzt sie glücklich wieder auf einem Bananenzug, erlebt das grandiose Schauspiel des feuerspeienden Santa Maria. Nun muß die Küstenstadt bald kommen, wo Alis Spur versickert war. Da, vermehrte Schienenstränge, Bogenlampen, der Zug kriecht langsam. Kurz entschlossen springt Lena ab, rutscht, kollert den Bahndamm hinunter. Monte, nichts als Monte, nun Schlamm, Sumpf, Dornen. Die derben Reitstiefel vertragen jedes Abenteuer. Endlich graut der Tag. Schweine grunzen, Faultiere dehnen sich im

Astwinkel, Hähne krähen. Ein Platz mit Turngeräten, steinernen Ruhebänken, modernem Schulgebäude. Eine krumme Gasse, ein Hügel, die Sonne loht empor! Diese prächtige Palmenallee führt zur Plaza. Der Turm der Kathedrale verkündet die sechste Stunde. Ein Bursche lungert auf der Bank: „O, gewiß Senorita, gern führe ich Sie zu Don Julio, dem Consul aleman, — — dort sein Palacio!“

Was lächelt der Bengel so eigentümlich?

Lena, nun am Ziel, sinkt erschöpft auf die Stufen der Veranda. Ein brauner Diener will die Müde, Zerrissene verscheuchen. Da reißt sie ihren Tropenhelm ab, daß die blonden Haare auf die Schultern fallen . . . O, eine weiße Senora!

„Marsch, Laufejunge! Rufe deinen Herrn!“

Das hört Don Julio und steht im Nu unter dem Bogen der Bougainvilla. „Meine Gnädigste, wer sind Sie? Was geschah?“

Dieser bleiche, fette Mann ist Alis Freund, der muß wissen, ob Ali noch lebt, den sie in Mexiko vergeblich suchte! Ach, Julio Werder, wie schwer wurden dir die französischen Vokabeln, und nun spielst du hier Konsul! Dich muß ich noch zappeln lassen. Mit gesenktem Haupt, der Schalk sitzt um die Mundwinkel, teilt sie mit, daß ihr Patron in Mexiko zugleich Banditenhäuptling war, Koffer, Geld, Paß futsch! Don Julio will sogleich die Konsulate mobil machen. „Meine teure Gnädige, ich kann Sie leider nicht bei mir aufnehmen; ich bin zur Zeit Junggeselle. Aber mein Wagen bringt Sie sofort ins „Astor“, stelle Ihnen Garderobe meiner Gattin zur Verfügung, erwarte Sie um fünf zum Tee. Ich trommle inzwischen die Spitzen der Deutschen zusammen. Erholen Sie sich, schlafen sich gründlich aus!“

Da rollt die kleine Abenteuerin hin, steht bald unter der Dusche des Hotels. Die Wäsche der Frau des Konsuls paßt. Lena liegt nach Tagen des Schmutzes und Elendes in weißen Kissen. Mozos reichen kalten Tee und Früchte. Ein findiger Schuster bietet reizende Schlangenhautschuhe an. „Schwarzenberg-Hermanos“ bieten ihr gesamtes Warenhaus an.

Ach, nichts als schlafen, schlafen, ausgestreckt im sauberen weißen Bett. Sie träumt, daß sie Ali gefunden hat, den geliebten Zwillingsbruder, erwacht durch Stöße, Schläge, Schreien, Schüsse, Johlen, Toben auf der Straße! „Tak, tak, tak!“ Maschinengewehre! — -

Der Wirt hämmert an die Tür: „Ziehen Sie sich an! Es geht los. Die Regierung in der Hauptstadt ist gestürzt. Tore verrammeln, Fensterläden zu!“ Lena steckt den Kopf aus der Tür. Schwapp, schließt einer von draußen zu! Das Zimmermädel kreischt: „Och, och, vielleicht ist die eine Spionin!“ Gefangen! Das dauert drei Tage. Mit Speise und Trank wird Lena versorgt, obwohl die Wirtin wie ein Wasserfall heult: Drei Brüder sind unter den Aufwieglern. Unmöglich ist es, zum Konsulat zu kommen. Hat man sie vergessen . . . ?

Sieg der Regierung. Kriegsgericht. Advokaten, Militär. Jeder dritte Soldat ist ein Offizier. Sie alle übertrifft an Ordensglanz: El General! Das Hotel wird umstellt. Wachen davor. Neun Rädelsführer werden sofort auf der Plaza erschossen. Die Wirtin hat Schreikrämpfe. Lena versucht im Hotel zu helfen, bittet den General um freies Geleit. „Wozu? Hier ist es herrlich kühl. Es gibt deutsches Bier. Was kann die Senora mehr wünschen?“ — Er hat einen Blick auf sie geworfen. Ladet sie ein, abends zur Plaza! Um sechs beginnt die Musik. Süßigkeiten unter die Leute, Feuerwerk, Raketen! El General, umringt von Adjuanten, führt stolz die Europäerin am Arm. Das Volk staunt, trägt die vielleicht die Schuld an den Todesurteilen? — — Ringsum ein Kordon von Soldaten mit scharf geladenen Musketen. Schüchtern wagen sich farbige und gefärbte Dämchen zum Musikpavillon.

Da drängt sich ein Mensch unauffällig zu Lena, flüstert: „Befehl vom Konsulat; Volk will gegen Sie vorgehen. Hüten Sie sich, deutsche Frau! Gefahr groß. Versuchen, zum Hotel zu kommen, unter Vorwand. Ein Deutscher wartet am Hintertor von zehn Uhr bis Morgengrauen!“ Lena überläuft es eisig. Dauernd preßt „El General“ ihre Hand und flüstert: „Casar! Casar!“; um Himmelswillen, was heißt denn das nur?

Mechanisch sagt sie: „Si, si!“ Dann macht sie sich langsam los, murmelt ein paar spanische Brocken. Sie entkommt ihm im Gedränge, findet schnell das Hotel. Die Wachen lassen sie durch. Neben ihrem Zimmer ist die Tür des Adjutanten offen. Sie reißt seinen Mantel an sich, setzt die Mütze auf und schlendert, sich unter dem Tor eine Zigarette anzündend, über den Hof. Himmel, die Balken sind fort! Sie klinkt auf. Die Tiere schnauben im Schatten der Palmen. Der Retter greift zu. Sie sitzen auf, preschen die Straße hinab, zur Stadt hinaus. Auf Umwegen geht's zum Konsulat. Die Offiziersuniform schützt sie vor Festnahme.

Beim Öffnen eines Weidenzaunes verliert ihr Retter seinen Hut. Blondes Haar weht. Eine blutrote Narbe verliert sich in ihm. „Ali, Ali, Junge, das bist du?“ Erstaunen, Fragen, Küsse, Tränen. „Schwesterseele! Lenerl, wo kommst du her?“

„Denk, seit gestern bin ich wieder hier, stellungslos.“

„Du Taugenichts, schreibst drei Jahre nicht? Mutter weint sich die Augen aus. Lenerl, nimm mich mit, nur raus aus diesem Lande!“

Erzählen ohne Ende. „Bub, noch eine Frage, was heißt: Casar?“

„Heiraten, Mädel! Wer wollte dich heiraten?“

Stolz im Sattel zurückgesetzt: „El General mit vielen Orden, strahlend in Gold und Silber, aber Hoftrauer!“

Ist der Weltraum leer?

Von Professor Dr. **Paul Kirchberger**-Berlin.

Fünftausend Sterne höchstens kann unser unbewaffnetes Auge am nächtlichen Himmel entdecken, während die Lichtbildplatten, die das durch unsere Riesenfernrohre hindurchgegangene Sternenlicht auffangen und festhalten, und die das wichtigste Hilfsmittel heutiger astronomischer Forschung geworden sind, viele Hunderte von Millionen von Lichtpünktchen enthalten, von denen jedes einzelne von einer Sonne herrührt, die der unsrigen, wenn auch nicht gleich, so doch vergleichbar ist.

Ist damit die sichtbare Welt erschöpft? Oder gibt es auch noch etwas außerhalb der Sterne? Ist der ungeheure Zwischenraum, der sich ja zu den Weltkörpern etwa verhält wie der Ozean zu winzigen Fischlein, die in ihm schwimmen, ganz leer, oder haben wir auch in ihm mindestens hier und da Spuren stofflicher Bestandteile zu erwarten?

Die letzte Frage ist zu bejahen; denn daß es ausgedehnte Wolken im Weltraum auch außerhalb der Sterne gibt, steht fest. Wir sehen dies daran, daß der Himmel inmitten sternreicher Gegenden, vor allem der Milchstraße, sogenannte „Sternleeren“ zeigt, die nicht daher rühren können, daß die Sterne dort an sich spärlicher wären, sondern nur daher, daß dazwischenstehende Wolken das Sternenlicht zum Teil aufzehren. Es sind außerordentlich merkwürdige Untersuchungen, die hier angestellt werden. Sie beruhen auf einfachem Nachzählen der Sterne von bestimmter Helligkeit. Überall am Himmel sind schwächere Sterne häufiger als hellere, aber wenn an bestimmten Stellen des Himmels die Zahl der helleren Sterne im Vergleich mit einer anderen gleich großen Himmelsgegend unverändert bleibt, während die der schwächeren in auffallender und dazu ganz regelmäßiger Weise hinter derjenigen der Vergleichsgegend zurückbleibt, so kann das nur den Grund haben, daß sich die uns im allgemeinen näherstehenden Sterne vor einer dunklen Wolke, und die von uns durchschnittlich weiter entfernten Sterne hinter ihr befinden. Auf diese Weise konnte man in zahlreichen Fällen die Entfernung und sogar die Tiefenausdehnung der Wolke leidlich genau abschätzen.

Natürlich darf man sich von einer solchen „Wolke“ keine übertriebenen Vorstellungen machen. Wie wir alle schon beobachtet haben, ist die Sonne schon kurz vor ihrem eigentlichen Untergang so abgeschwächt, daß wir ungeblendet in sie hineinschauen können. Eine gleich starke Abschwächung des Sternenlichts durch Wolken im Weltraum kommt nun am Himmel kaum vor, jedenfalls können wir sie als das Äußerste

einer Wolkenwirkung betrachten. Nun beträgt die Höhe der Atmosphäre höchstens ein paar hundert Kilometer, und schon beispielsweise in 50 Kilometer Höhe ist die Dichte der Luft bis auf den tausendsten Teil gesunken. Die Strahlen der untergehenden Sonne, die ja ganz schräg durch die Luft gehen, mögen infolgedessen statt der paar hundert ein paar tausend Kilometer Luftweg haben. Aber von solchen Strecken reden wir im Weltenraum erst gar nicht! Ein paar Billionen Kilometer, und meist sogar ein paar hundert Billionen Kilometer ist die geringste Entfernung bei solchen Untersuchungen. Wenn auf solchen Strecken das Licht in der gleichen Weise abgeschwächt wird wie auf dem um viele Milliarden mal kürzeren Lichtweg in der irdischen Luft, so kann man sich wohl von der Dünne solcher Weltwolken eine Vorstellung machen. Wenn wir uns die Luft eines Zimmers auf einen Raum von der Größe des Erdballs verteilt denken, so kommt etwa das heraus, was die Astronomen „Wolken" nennen.

Haben wir uns solche Wolken gasförmig oder aus festen Bestandteilen, also aus Meteorstaub bestehend, zu denken? Wie wir alle wissen, rötet die Luft das Licht, so daß die auf- und untergehende Sonne wegen des längeren Luftweges ihrer Strahlen röter erscheint als die Mittagssonne. Gaswolken im Weltraum würden eine ähnliche Wirkung haben. Da sie sich in den meisten Fällen nicht nachweisen läßt, so ergibt sich daraus die Natur der meisten solcher Wolken als Staubwolken im Gegensatz zu Gaswolken. Das trifft aber nicht für alle Fälle zu! Bei der Untersuchung des Lichtes einiger Sterne fanden sich nämlich Spuren von unzweifelhaft gasförmigen Stoffen, die nicht irgendwie mit den Sternen selbst zusammenhängen können, weil ihre Bewegung eine andere ist als die der Sterne, in deren Licht sie erscheinen. Man konnte zeigen, daß es sich um Wolken hauptsächlich aus Kalkdampf handelt, dem aber auch Dampf verwandter Stoffe wie etwa Natriumdampf und dergl. beigesellt ist. Solche Kalkdampfwolken kommen im Weltall sicherlich in umfangreichem Maße vor.

Ist man nun bei der Untersuchung solcher Wolken auf die Wirkung angewiesen, die sie auf das Sternenlicht ausüben, oder kann man sie auch unmittelbar wahrnehmen? Der im vergangenen Jahre im Alter von 48 Jahren verstorbene Leiter der Vatikanischen Sternwarte in Rom, Hagen, hat solche Wolken auch unmittelbar durch die Trübung des Himmels beobachtet. Dabei zeigte sich eine sehr große Überlegenheit des menschlichen Auges gegenüber der photographischen Platte. Sie war auch der Grund, daß diese Wolken so lange übersehen worden waren. Bei den meisten astronomischen Untersuchungen sind nämlich die Leistungen der Lichtbildplatte so überragend, daß die Astronomen fast verlernt haben, mit ihrem Auge statt mit der Lichtbildplatte zu sehen. Die Untersuchungen Hagens haben aber gezeigt, daß auf manchen Gebieten das Auge von der photographischen Platte nicht entfernt erreicht wird.

Diese ganze Frage der Wetterwolken hat noch eine andere, für die Astronomen recht unangenehme Seite. Wenn es nämlich solche Erscheinungen in großer Zahl gibt, so ist es natürlich auch möglich, daß wir uns selbst mitten in einer solchen finden. Dann würden wir natürlich nicht nur die Sterne der Himmelsgegenden, von denen wir Wolken annehmen, sondern schlechthin alle in abgeschwächtem Lichte wahrnehmen. Die Sterne würden also in diesem Falle in Wirklichkeit heller sein, als wir bisher annahmen. Nun dient aber die Helligkeit der Sterne zur Abschätzung ihrer Entfernung. Haben wir uns also in der Helligkeit eines Sternes geirrt, so ist ein Irrtum bezüglich seiner Entfernung die Folge. Schätzt man etwa bei nebligem Wetter die Entfernung des Lichtes eines Autos, so wird man sie zu groß annehmen; denn man wird die Abschwächung, die in Wirklichkeit vom Dunst herrührt, auf die Entfernung schieben. Ähnlich könnte es den Astronomen mit der Bestimmung der Sternenentfernungen gehen. Sollte sich also die Annahme mancher Gelehrten, daß wir uns mitten in einer Weltwolke befinden, bewahrheiten, so könnte das für das ganze Weltbild der heutigen Sternkunde von geradezu katastrophalen Folgen werden.



* **Der größte Teil der Welt ohne genaue Karten.** Die mittelalterlichen Kartenzeichner hatten die Gewohnheit, die entlegenen und unbekannten Gebiete der Erde nach eigener Phantasie in unglaubwürdigster Weiser darzustellen. Sie richteten dadurch in den damaligen Gelehrtenkreisen große Verwirrung an. Erst im Jahre 1716 erschien der erste Atlas, der der Wirklichkeit einigermaßen entsprach und die unerforschten Erdgebiete mit weißen Flächen bezeichnete. Diese weißen Flächen in den Atlanten sind im Anfang des 20. Jahrhunderts fast vollkommen verschwunden. Man könnte glauben, daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete ihr Endziel bereits erreicht hat. Das ist aber nicht der Fall. Für den größten Teil der Erdkugel besitzen wir keine genauen geographischen Karten. Nur etwa ein Fünftel der gesamten Erdoberfläche, und zwar ca. 27 Millionen qkm, sind mit Genauigkeit kartographiert worden. Über die restlichen vier Fünftel besitzen wir keine vollkommenen geographischen Karten. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der berühmte schwedische Asienforscher Sven Hedin während seiner letzten Expedition den Fluß Tarim einige hundert Kilometer weit entfernt von seiner kartographischen Lage fand. Eine geographische Expedition, die sich im Jahre 1929 nach der Mandschurei begab, stellte gleichfalls einen Unterschied von hundert und mehr Kilometern zwischen der Lage der besuchten Orte und ihrem Kartenbefund fest. Unter allen Weltteilen konnte selbstverständlich Europa am besten erforscht und kartographiert werden. Die meisten „weißen Flecke" befinden sich auf den Karten der Polargebiete, der nördlichen Gegenden Sibiriens, des Amazonentales in Südamerika, des Malaiischen Archipels, der Schneewüsten Kanadas und Alaskas. Auch die Wüstengebiete Afrikas, Australiens und Arabiens sind geographisch bei weitem noch nicht erforscht. Ungeheure Dienste leistete der geographischen Wissenschaft in letzter Zeit das Flugzeug. Nur mit dessen Hilfe gelang es vor kurzem, die Staatsgrenzen zwischen Columbien und Venezuela zu ziehen. Die geographischen Gesellschaften aller Länder der Welt arbeiten zur Zeit an einem internationalen Atlas, der das genaueste und vollkommenste geographische Bild unserer Erde geben soll.

Lustige Rundschau

Er kennt sie.



Gefängniswärter: „Sie, Nummer fünfundvierzig, Ihre Frau ist da und möchte Sie sprechen . . ."

Sträfling: „Nee, nee! Sagen Se man, ich wär' nich zu Hause."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.